Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Mehr als je sind", so erklärte er, „die Augen meines Landes, das entschlossen ist, seine Freiheit zu verteidigen, gegen Westen auf das republikanische Frankreich gerichtet."

Daß die Augen des Herrn Minister Dr. Stucki stets mehr gegen Westen auf das republikanische Frankreich gerichtet waren, als nach einer anderen Seite, ist allgemein bekannt. Man hat es deshalb seinerzeit auch in weiten Kreisen bedauert, daß er zu wichtigen Verhandlungen jeweils ausgerechnet nach Berlin delegiert wurde, wo er von vornherein eines frostigen Empfanges sicher war. In derselben Rede sagte Herr Stucki, die Schweiz sei „ein neutrales und uneingeschränkt unabhängiges Volk". Jener Satz aber von den nach Westen gerichteten Augen paßt dazu nicht ganz. Hoffen wir, daß das alles nur ein kleiner Fehltritt in einer ersten Rede gewesen ist und daß sich die Augen des Herrn Ministers gelegentlich in „neutralem und uneingeschränkt unabhängigem" Sinne stabilisieren werden.

* * *

Die Verhältnisse in dem Fürstentum Liechtenstein entwickeln sich in letzter Zeit bedauerlicherweise nach einer Richtung, die den schweizerischen Interessen wenig entspricht. Wir möchten es uns mit voller Absicht versagen, in dieser Beziehung allzu sehr ins Einzelne zu gehen. Unsere Behörden werden wohl richtig orientiert sein. Hoffen wir, daß sie auch rechtzeitig wirkungsvolle Gegenmaßnahmen ergreifen!

Entgegen einer Meldung, die gegen Ende Mai durch die Presse ging, war der Empfang des liechtensteinischen Regenten und Thronfolgers, Franz Josef, durch das Volk und die Behörden von Vaduz gar nicht besonders feierlich. Der Vizeregierungschef, der bei dem Empfang eine Ansprache hielt, hat kürzlich mehrere Tage in Berlin geweilt. Das wäre an sich nicht einmal besonders außerordentlich. Es ist dies aber nicht unbedeutsam deswegen, weil, rund heraus gesagt, der Nationalsozialismus in Liechtenstein in letzter Zeit einen sehr starken Aufschwung genommen hat. Wenn es so weiter geht, wird das Ende unschwer erkennbar. Es ist höchste Zeit, daß unsere Behörden in Bern endlich die längst fälligen Gegenmaßnahmen, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet, treffen. Denn vielleicht könnte es schneller zu spät sein, als man in Bern und in gewissen Teilen unseres Volkes heute noch glaubt.

Zürich, den 7. Juni 1938.

Jann v. Sprecher.

Bücher Rundschau

Schweizerische Geschichte und Politik.

Das Zweite Helvetische Bekenntnis.

Das Zweite Helvetische Bekenntnis (Confessio Helvetica posterior), verfaßt von Heinrich Bullinger und erstmals gedruckt 1566. Neu ins Deutsche übertragen und mit einer Darstellung seiner Geschichte, sowie mit Registern herausgegeben von Rudolf Zimmermann, Pfarrer, und Walter Hildebrandt, Dr. iur. utr. Zwingli-Verlag der Evang. Gesellschaft in Zürich, 1936.

Wer nicht gern alte theologische Scharteken liest, dem ist hier aufs beste gedient. Die einstmals eine gemeinsame Bekenntniskundgebung der reformierten (der

reformierten, nicht der gesamtprotestantischen!) Kirchen der Eidgenossenschaft, Polens, Schottlands, Ungarns darbietende Schrift des Nachfolgers Zwinglis in Zürich ist nämlich kein umfangreiches und langfädiges Buch, sondern ein handliches Büchlein und leicht verständlich. Zudem aber liegt sie hier in einer verführerisch schönen und leserlich gedruckten Ausstattung vor. Heute sind wir alle, die wir getauft und deshalb irgendwie Glieder der Christenheit heißen dürfen, vor die Frage gestellt, wohin wir kirchlich gehören, und was das eigentlich für uns bedeutet, daß wir protestantisch, evangelisch, reformiert oder lutherisch genannt werden. Die beiden Herausgeber des Helvetischen Bekenntnisses haben es nun ermöglicht, daß jeder, dem daran gelegen ist, erfahren kann, was unsere Vorfahren, nachdem sie sich von der römisch-katholischen Kirche gelöst hatten, als Inbegriff und Inhalt ihres Glaubens betrachtet, gelernt und an ihre Nachkommen weiter gegeben haben. Also: reformierte Rechtgläubigkeit in ihrem klassischen und amtlichen Ausdruck, wobei nun jeder prüfen kann, was ihm als Kind unseres Jahrhunderts veraltet, unannehmbar oder auch jetzt gut brauchbar und Ausdruck auch heutigen protestantischen Glaubens scheint. Mancher wird staunen über den klaren und einleuchtenden Glaubensinhalt dieses alten Büchleins, wird finden, daß diese Orthodoxie gar nicht so abstoßend ist wie er gedacht hatte, daß diese Alten auch mit anerkennenswerter Weitherzigkeit von Dingen der Religion zu reden wußten. Natürlich stellt das Ganze eine Auseinandersetzung mit der abgelehnten römischen Lehre dar, aber nicht polternd oder spitzfindig sieht das alles aus, sondern einfach, und anderseits wirkt die Polemik belebend und fesselt den Leser. Die geschichtlichen Erläuterungen und Beigaben der Herausgeber kann, wer sie leicht entbehrt, ungelesen lassen; dem Suchenden bieten sie in übersichtlicher Form Aufschluß über wichtige Angelegenheiten einer Vergangenheit, die nichts so ernst nahm wie die religiösen Fragen und mit diesen nicht in der spielerischen Art der Heutigen umging. Es waren die Zeiten, wo das Christentum Volksangelegenheit und Sache des öffentlichen Lebens war, wo man weniger sagen konnte, der eidgenössische Stand Zürich *habe* eine „Landes"kirche, als vielmehr Obrigkeit und Volk von Zürich *seien* ein Stück christlicher Kirche.

Eduard Blocher.

Näfels.

Jakob Winteler: Die Schlacht bei Näfels in der bildlichen Darstellung der Jahrhunderte, eingeleitet und erläutert von Dr. J'W'. Vorwort von Landammann M. Hefti. Verlag Tschudi & Co. Glarus. 1938.

Wenn auch seit der Festschrift des Jahres 1888 anläßlich der fünften Säkularfeier der Schlacht bei Näfels die Einzelforschung keine wesentlichen neuen Ergebnisse für diese Periode der eidgenössischen Geschichte zu Tage gefördert hat, so war es doch gegeben, auf das Jahr 1938 eine Denkschrift herauszugeben. Es war ein guter Gedanke, die bildliche Darstellung im Laufe der Jahrhunderte zum Gegenstand dieser Schrift zu machen: die 32 Tafeln enthalten alles, was irgendwie an ikonographischer Überlieferung zur Mordnacht von Weesen und zur Schlacht auf dem Rautifelde vorlag. Auch die schriftlichen Dokumente des Fahrtbriefes und des Jahrzeitbuches Linthal sind wiedergegeben. Der einleitende Text stammt aus der Feder des Landesarchivars Dr. J. Winteler; er hat Vorgeschichte und Ausklang des Näfelserkrieges trefflich in den Rahmen der eidgenössischen Entwicklung eingeordnet. Daß Glarus 1355 aus dem eidgenössischen Bunde entlassen werden mußte, und daß es die Herrschaft Österreich in dem bekannten Dienstvertrage von 1359 meisterhaft verstand, den Zürcher Bürgermeister Brun zum Garanten dieser Entlassung zu machen, hätte ich persönlich noch etwas stärker betont; wie denn überhaupt bei der Bundesgestaltung der acht alten Orte das persönliche Element einzelner Führer stark in Erscheinung tritt. — Durch den Wirrwarr der chronikalischen Überlieferung des 14. Jahrhunderts hat Dierauer in seiner „Chronik der Stadt Zürich" (1900) einen sicheren Weg gebahnt und so würde ich, gestützt auf diese Ausgabe, für die Seiten 15 und 28 die Lesarten „Gomaringen" und „Bruchli" (anstatt Sümeringen und Buchli) vorziehen.

Anton Largiadèr.

Vom Sonderbundskrieg.

Dr. Karl Eckinger: Lord Palmerston und der Schweizer Sonderbundskrieg. Historische Studien, Heft 327. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1938.

In der Abwehr der Einmischungen des Auslandes in unsere innenpolitischen Verhältnisse kennt die neuere Schweizergeschichte kaum ein anschaulicheres Beispiel als das Ringen um die Unabhängigkeit während der Sonderbundsjahre.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß der konservative Palmerston aus Vorliebe für die Schweiz die Sache der Radikalen unterstützt habe, wird in dieser gründlichen wissenschaftlichen Arbeit Eckingers überzeugend widerlegt. Der Verfasser, der sich hauptsächlich auf die Dokumente des engl. Auswärtigen Amtes, auf Privatbriefe und auf Akten des Preußischen Archivs in Berlin-Dahlem stützt, gelangt zur Überzeugung, daß einzig und allein die englischen realpolitischen Interessen ausschlaggebend waren. Palmerston wollte unter allen Umständen einen Zusammenprall der österreichischen und französischen Ausdehnungsbestrebungen verhindern, und da ihm ein dauerhafter Friede nur durch „die Vernichtung des österreichischen und jesuitischen Sonderbundes gesichert zu sein schien", so verfolgte er dieses Ziel mit aller Bestimmtheit. Er besprach mit dem französischen Gesandten Broglie die Möglichkeit der Rückberufung der Jesuiten durch den Papst, sowie die Auflösung des Sonderbundes durch Österreich. Scheinbare Mißerfolge, die er dabei erlitt, schreckten ihn nicht. Zäh sein Ziel verfolgend, mahnte er auch durch Peel die Tagsatzung vom Bürgerkrieg ab und schickte sogar Lord Minto nach Rom. Wie unbequem Metternich, Guizot und dem Preußenkönig dieses englische Eingreifen wurde, geht aus ihren Äußerungen und Verdächtigungen hervor. Der Tagsatzung aber erwuchs dadurch die Kraft, den Einmischungen fremder Staaten immer kräftiger entgegenzutreten. Als der geschäftige französische Gesandte, Bois-le-Comte, am 2. Juli 1847 der Tagsatzung im Auftrage seiner Regierung mitteilen mußte, Frankreich bestreite ihr das Recht, die Verfassung ohne Zustimmung der Mächte ändern zu können, da wies Ochsenbein in seiner bekannten Rede vom 5. Juli dieses Ansinnen als eine Beleidigung entrüstet zurück. Auch mit seiner neuen Note, die er den Mächten am 7. und 8. November unterbreitete, und die die Tagsatzung hätte zwingen sollen, die Streitigkeiten sofort einzustellen, die religiösen Fragen dem Papste zur Entscheidung vorzulegen und die politische Angelegenheit den fremden Staaten anheimzustellen, erreichte Guizot sein Ziel nicht. Palmerston änderte den Text gründlich und verzögerte schließlich seine Antwort so lange, bis der Inhalt der Note auf Grund der Ereignisse hinfällig werden mußte. Canning, der neue englische Gesandte, erhielt hierauf die Weisung, keine Schritte mehr zu unternehmen, wenn die militärische Entscheidung gefallen sei. Dieses Vorgehen empörte Metternich. Jedoch umsonst; als die Noten der übrigen Mächte anlangten, war der Krieg längst vorbei, und statt einer Unterwerfung ernteten die Machthaber Frankreichs und Österreichs Spott und Hohn. Am 15. Februar 1848 antwortete die Tagsatzung durch Jonas Furrer, die Schweiz habe ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen innegehalten und könne daher eine „einseitige Rückziehung von ausdrücklichen Staatsverträgen nicht zugeben". Den Schlußstrich unter die ganze Frage brachten dann die Umwälzungen in den Nachbarstaaten.

So ist Palmerston's klug geführte Außenpolitik zum Retter der schweizerischen Unabhängigkeitsbestrebungen geworden.

Die äußerst erfreuliche Arbeit Eckingers verdient alle Beachtung, leben wir doch in einer Zeit, in der durch verschiedene Hintertüren die alte Ambassadorenherrlichkeit wieder neu hereinzuschlüpfen droht. Ernst Steinemann.

Gegen den Sozialismus.

Anton Casutt: Auf Schleichwegen zum Sozialismus. Industrie- und Wirtschafts-Verlag, Zürich 1937. 52 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Anton Casutt unternimmt es, das Problem des Sozialismus von der wirtschaftlichen Seite her aufzurollen. In grundsätzlichen Ausführungen behandelt er die heute bestehenden Aspekte der Wirtschaft und weist in jedem einzelnen Abschnitt auf die bestehenden sozialistischen Tendenzen hin. So schildert er trefflich

den Versuch des Sozialismus, auf dem Weg über die Wirtschaft die Führung des Staates zu erringen. Der Versuch ist charakteristisch niedergelegt in einer Erklärung in einem schweizerischen Gewerkschaftsblatt: „In der jetzigen Situation heißt es: Du oder ich! Unternehmer oder Arbeiter! Einer muß weg!"

Die Schilderung des sozialistischen Machtstrebens führt Casutt vor allem auch dazu, die Helferrolle des Staates in der Wirtschaft zu beleuchten und auf die Gefahr hinzuweisen, daß diese staatliche Rolle am Ende dem Kollektivismus und damit letzten Endes dem Sozialismus den Weg ebnet.

Die Ausführungen Casutt's gipfeln in einer ausführlichen Darlegung der politischen Spitze der ganzen sozialistischen Wirtschaftsbestrebung, nämlich der Richtlinienbewegung. Hier und überhaupt im gesamten Inhalt des Buches ist das politische Endziel, das der Sozialismus mit seinem Wirtschaftsstreben zu erreichen gedenkt, mit völliger Klarheit dargelegt.

So stellt das Buch Casutt's ein treffliches Mittel zur Erkenntnis der sozialistischen Arbeit und ihrer Ziele und damit eine gute Waffe im Kampf gegen diese Doktrin dar.

Jann v. Sprecher.

Die Zeit des großen Krieges.

Die kleinen Staaten.

Paul Herre: Die kleinen Staaten Europas und die Entstehung des Weltkrieges. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1937.

Der bekannte Universalhistoriker Paul Herre hat sich das Ziel gesetzt, die Vorgeschichte des Weltkrieges vom Standpunkt der kleinen Staaten aus zu verfolgen. Zur Gruppe der kleinen Staaten zählt er alles, was nicht Großmacht ist, z. B. auch Spanien. Welche kleinen Mächte haben es vor 1914 verstanden, als Subjekte die Politik der Großmächte auszunützen, welche anderen waren vorzugsweise Objekte der Großmachtpolitik? Das ist die Fragestellung, mit der der Verfasser an seine Aufgabe herantritt.

Die antike und mittelalterliche Idee des Universalreiches verneinte die Existenz selbständiger kleiner Staaten; im Westfälischen Frieden von 1648 versuchte man den Aufbau einer Staatengemeinschaft auf dem Boden gegenseitiger völkerrechtlicher Anerkennung. Der Verfasser zeigt aber zur Genüge, wie nicht diese völkerrechtliche Grundlage, sondern der Machtegoismus der Großmächte das treibende Element bleibt. Kleinstaaten wie die Schweiz, Holland und Belgien werden Hauptpflegestätten des internationalen Rechts; aber manche Kleinstaaten verdanken ihre Existenz viel eher ihrer Lage, die sie zu Puffern zwischen eifersüchtigen Großmächten macht, als der Heiligkeit des Völkerrechts. Das Interesse Englands an einer möglichst großen Zahl kleiner Staaten wird vom Verfasser mit Recht hervorgehoben. Interessant ist der Hinweis auf verschiedene Versuche der Vorkriegszeit, dem Konzert der Großmächte einen Block der kleinen Mächte gegenüberzustellen — Versuche, die sich in der Völkerbundspolitik der Nachkriegszeit wiederholten, ohne je zur gewünschten Einheitsfront der Schwächeren zu führen.

Am Beispiel Spaniens zeigt der Verfasser, wie eine nicht neutrale kleine Macht von den Großmächten umworben wurde und zwischen Bündnis- und Neutralitätspolitik schwankte, um sich schließlich bei Kriegsausbruch neutral zu verhalten, zur Enttäuschung der Westmächte, die eine für sie vorteilhaftere Stellung erwartet hatten, trotzdem sie im Besitz des spanischen Erbes waren, dem die einstige Großmacht immer noch nachtrauerte. Mit der Schilderung der Politik der Balkanstaaten bietet der Verfasser eine eigentliche Vorgeschichte des Weltkrieges, wobei es vor allem beim Beispiel Serbiens klar wird, wie führend die Rolle eines Kleinstaates werden kann. Auch die skandinavischen Staaten wurden von beiden Großmächtegruppen umworben; ihre günstige geographische Lage erleichterte ihre Neutralitätspolitik.

Die Vorkriegsgeschichte zweier Staaten ist für uns von besonderem Interesse, diejenige der Schweiz und Belgiens. Die Neutralitätspolitik unseres Landes verfolgt der Verfasser mit wirklicher Sympathie, diejenige Belgiens mit besonderer Ausführlichkeit. Hinsichtlich des Begriffes unserer Neutralität macht Herre nicht auf die

Tatsache aufmerksam, daß sie von den Mächten nur anerkannt, aber nicht garantiert wurde. Pictet de Rochemont, dem wir ihre Verankerung im Wiener Vertrag vor allem verdanken, ist in kluger Weise einer Garantieerklärung ausgewichen, um Einmischungsmöglichkeiten zu unterbinden und die Verpflichtung zu selbständiger Behauptung der Neutralität umso tiefer zu verankern. Herre stellt aber mit Recht fest, daß unsere Neutralität in freier politischer Entschließung selbst gesetzt sei. Die sorgfältige Analyse aller Bemühungen, die militärische Bereitschaft zur Verteidigung der Neutralität stets von neuem zu sichern, die Erwähnung aller vermeintlichen und tatsächlichen Bedrohungen machen dieses Kapitel besonders lesenswert. In einem Schlußkapitel überblickt der Verfasser die Nachkriegszeit und gelangt zur Feststellung, daß die schweizerische Neutralität unangetastet geblieben und im Versailler Vertrag neu verankert sei; auf die Einschränkung der Neutralität durch den Eintritt unseres Landes in den Völkerbund geht der Verfasser nicht ein. Die Krise dieser jüngsten Periode schweizerischer Neutralitätsgeschichte, die sich in unsern Tagen abspielt, brach erst nach der Erscheinung dieses Buches aus.

Mit Recht wird der Unterschied zwischen der schweizerischen und der belgischen Neutralität mit den beiden Begriffen Neutralität und Neutralisation angedeutet. Belgien wurde 1831 von den Großmächten neutralisiert, und die Neutralität war die Grundlage der Anerkennung von Belgiens Unabhängigkeit; die belgische Neutralität war von außen diktiert und die Souveränität dadurch eingeschränkt. Herre verfolgt nun mit größter Sorgfalt das Herauswachsen Belgiens aus dieser großmächtlichen Bevormundung und stellt für die Vorkriegszeit fest, daß das neutralisierte Belgien sich nicht bloß wie ein vollsouveräner Staat benahm, sondern auch den Geist wahrer Neutralität durch einseitige Anlehnung an England und Frankreich verleugnete. Der tiefere Grund für die Haltung Belgiens lag in der Überzeugung der belgischen Regierung, eine Gefahr drohe nur von Seite Deutschlands. Tatsächlich war der Plan Schlieffen, der den Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien vorsah, ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkrieges festgelegt; die belgische Regierung hatte aber davon keine Kenntnis. Kann man aber den verantwortlichen Leitern der belgischen Politik einen Strick daraus drehen, daß sie die Gefahr ahnten? Herre sucht auf Grund zahlreicher Indizien eine Beugung der Neutralität durch die belgische Regierung zu erschließen; es gelingt ihm nicht, den Neutralen zu überzeugen. Der Verfasser bedauert auch ausdrücklich die Steifheit des deutschen Standpunktes, der dem militärischen Gesichtspunkt vor dem politischen unbedingt den Vorrang ließ, wodurch das Odium des Rechtsbruches Deutschland zugeschoben wurde.

Das Buch Herres ist für die Vorgeschichte des Weltkrieges und für die Geschichte der kleinen Staaten höchst aufschlußreich. Möge der Seite 10 zitierte Ausspruch des englischen Botschafters Spring Rice, daß kleine Staaten Barometer der internationalen Wetterlage seien, „nützliche Anzeiger, wie die Vögel, die unruhig werden, wenn der Tiger sich nähert", sich in der nächsten Zukunft nicht bewahrheiten!

Karl Schib.

Ferdinand I., König von Rumänien.

Eugen Wolbe: Ferdinand I., der Begründer Großrumäniens. Ein Lebensbild. Locarno-Leipzig, Verbano-Verlag, 1938.

Daß Rumänien sich im Weltkrieg auf die Seite der Alliierten schlug und seine bisherigen Verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn angriff, bildete eine starke Überraschung für jene, die sich vorwiegend von der Presse der Mittelmächte informieren ließen. Man hatte vergessen, und auch der Verfasser des vorliegenden Buches läßt die Tatsache unerwähnt, daß die moralische Unterstützung Bulgariens durch die Donaumonarchie im zweiten Balkankrieg die ententefreundliche Strömung in Rumänien wesentlich gestärkt hatte. Vor allem gab man sich zu wenig Rechenschaft darüber, daß der Großteil rumänischer Irredenten im Habsburger Reich, nur der kleinere, allerdings besonders schmerzliche (Bessarabien) in Rußland lag; auch das tritt aus Wolbes Darstellung nicht hervor. Sie legt stärkeres Gewicht auf den Druck der öffentlichen Meinung des Königreiches und noch mehr die Drohungen der Alliierten, besonders Rußlands. So vertieft sich der Eindruck des „übermenschlichen Opfers", das König Ferdinand, der Hohenzoller, der

ehemalige preußische Offizier, der Deutsche von Geburt und Kultur, seinem Adoptivvaterlande brachte, indem er dessen Interessen seinen Heimatgefühlen vorangehen ließ.

Überhaupt ist es die menschliche Persönlichkeit des Königs, deren Schilderung bis ins Einzelne der Verfasser mit begeisterter Hingabe pflegt. Sie geht durch alle achtzehn Kapitel des Buches hindurch, wird aber besonders ausgestaltet in jenen Teilen, die den König als Menschen und als Landesvater charakterisieren, sowie seine Innen- und Außenpolitik würdigen. Drei große Verdienste sichern dem König die bleibende Verehrung seines Volkes: die Einigung aller Volksteile zu einem großrumänischen Staat — allerdings nicht ohne den Sieg der Alliierten zu denken —, die im Gegensatz zu einflußreichen politischen Beratern vertretene verständnisvolle Mäßigung im Verhalten zu den nationalen Minderheiten und die Einleitung der Bauernbefreiung durch starke Opfer der Krone. Und das waren die Taten einer Königspersönlichkeit, deren Stärke nicht der entschiedene Wille und nicht die geistige Überlegenheit waren, sondern sittliche Eigenschaften: „Ehrenhaftigkeit, die keine Zwiespältigkeit, keine diplomatische Schlauheit kennt — erleuchtete Herzensgüte — Treue in allen seinen Lebensbeziehungen" (S. 197). Schüchternheit und Mangel an Selbstvertrauen ließen ihn zurückhalten, was an Werten in ihm war; seine kluge und energische englische Gemahlin spornte ihn an und „vermochte es jederzeit, seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu verleihen."

Ein sympathischer Vorteil des Buches besteht darin, daß die Mängel und Fehler Ferdinands nicht verschwiegen, sondern mit feiner Behutsamkeit angedeutet sind. Die Biographie steigert sich allerdings in ihrer Charakterschilderung bis zur Apotheose nicht nur des Königs, sondern Rumäniens, dessen Geschichte sie bis zur Thronbesteigung Carols II. erzählt. Damit weiß Wolbe die Rücksichtnahme auf den deutschen Standpunkt, nicht aber die Gerechtigkeit gegenüber den Alliierten zu verbinden. Die Ereignisse des Weltkriegsausbruches und des Kriegseintritts Rumäniens sind so skizzenhaft dargestellt, daß dem Leser die konkreten Züge zu einem scharfen Bild mangeln. Viele Einzelheiten aus der preußischen Dienstzeit Ferdinands bleiben für die weitere Darstellung ohne Wert. Gelegentlich passieren Ungenauigkeiten wie die Behauptung von der „Erstürmung" Adrianopels durch die Bulgaren (S. 90) und der Gebrauch des Wortes „Vierverband" für die Mittelmächte (S. 153). Vor allem begreift man nicht recht, wie die Drohung Rußlands mit dem Einmarsch von 100,000 Mann Rumänien zu imponieren vermochte (S. 129), da es doch selbst 420,000 Mann marschieren lassen konnte (S. 137).

In diesen Beziehungen ist die Biographie, ein an sich sehr verdienstliches Werk, sicher verbesserungsfähig. Sehr dankbar werden alle diejenigen, welche sich näher für Neueste Geschichte interessieren, den reichhaltigen Literaturnachweis anerkennen, kaum weniger die mit Sorgfalt ausgewählten Photographien der drei rumänischen Könige und der Königin Maria. Otto Weiß.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner.

Maria Schindler: „Richard Wagner". Rascher Verlag, Zürich (1937).

Mit Recht darf die Verfasserin für Wagner wie für sich selbst den Satz Wolframs von Eschenbach erwähnen: „Ich han noch saiten vil, die ungeruoret sint". Sie will an die verborgene Wirklichkeit heranführen, die weit über das hinausreicht, was die Zeitgenossen von Wagners Wesen erkennen konnten. Ein hohes Ziel! Was vielbändige Werke wissenschaftlich zu beweisen streben, sucht M. Schindler intuitiv in künstlerischer Form zu ergründen. Ihre Einfühlungsgabe ist bewunderungswürdig. Fast wie eine Symphonie in Worten braust das Lebensdrama Wagners am Leser vorüber, nein! in ihn hinein. Von der ersten Seite an, sozusagen mit dem ersten Takt und Akkord, den 4 Notenlinien, die Goethe zog, als er in Teplitz Sprache und Musik zugleich dichten wollte, fesselt und spannt diese Schilderung. M. Schindler ist eine Eingeweihte und sie äußert sich wie eine Seherin, eine Pythia, eine Wala. Und doch handelt es sich gar nicht um ein Phantasiegemälde. Vielmehr beruht das Werk auf umfassender, ja überraschend vielseitiger und gründlicher Kenntnis

des gewaltigen Schrifttums. Seine Verwendung hält wissenschaftlichen Ansprüchen stand, wenn auch freilich der Leser nicht imstande ist, jede Benutzung der Quellen im einzelnen Fall nachzuprüfen. Eine gewisse Willkür in der Auswahl ist bei solcher Darstellung unvermeidlich. Doch könnte die Erwähnung kaum ehrlicher und zuverlässiger erfolgen; der Kenner muß zugeben, daß Wagner, Schopenhauer, Nietzsche sich bei den oft genial vereinfachten, zusammengedrängten, d. h. eben ver-dichteten Erlebnissen genau so ausdrückten. Jedenfalls berührt mich das Vorgehen der Verfasserin, die als Künstlerin auf Bezeichnung der Zitate verzichtet und ihre Quellen nur im Anhang gibt, anziehender als die Methode bestimmter Wissenschafter, die ihre ebenfalls willkürliche, subjektive Verwendung der Aussprüche — oder deren Verschweigen! — unter scheinbarem Aufwand kritischen Apparates verbergen. Leben gibt M. Schindler.

Bezeichnend für die visionäre Einfühlung und die Gestaltungskraft ihres seltsam ergreifenden Buches ist z. B. der Abschnitt „Karfreitag". Da stellt M. Schindler auf kaum 5 Seiten gleichzeitiges Ringen um Erkenntnis nebeneinander: Wagner entwirft sein Erlösungsdrama Parsifal, Marx vollendet die politische Ökonomie, Darwin erkennt die natürliche Zuchtwahl, Bunsen und Kirchhoff entdecken die Spektralanalyse. —

Das Werk möge Unzähligen Erhebung und Einsicht bringen! In neuen Auflagen werden sich einige Druckfehler (Aringhello statt Ardinghello u. dergl.) leicht berichtigen lassen.

Wir sind stolz darauf, daß einer Schweizerin ein solches Werk gelang; wäre es noch nötig gewesen, im Land Kellers, K. F. Meyers, Leutholds, Spittelers, Schoecks den Gemeinplatz von der „schweizerischen Nüchternheit" zu widerlegen, so hätte es jetzt Maria Schindler getan. Karl Alfons Meyer.

Kierkegaard-Brevier.

Kierkegaard-Brevier, herausgegeben von Peter Schäfer und Max Bense, Nr. 519 der Inselbücherei. Insel-Verlag Leipzig, 1938. 77 Seiten.

Unter den christlichen Denkern des neunzehnten Jahrhunderts hat keiner die Forderungen des Evangeliums so leidenschaftlich herausgearbeitet und so erbarmungslos bis in die letzten Konsequenzen hinein verfolgt, wie der Däne Sören Kierkegaard (1813—1855). Und zwar tat er es auf drei Gebieten. Er suchte sein persönliches Leben auf die Grundsätze Jesu aufzubauen — und brachte sich um Heirat und Familienleben. Er bekämpfte alle falsche Systematisierung der christlichen Gedankenwelt — und wurde zum unbedingten Gegner Hegels. Er spürte aller Ungenauigkeit im gegenwärtigen Christentum nach — und überschüttete die offizielle Kirche mit bitterster Kritik. Wer wollte leugnen, daß hier nicht bloß ein glänzender Intellekt, sondern auch eine ausgesprochene Freude am Paradoxen zum Ausdruck kommt! Dennoch wird man immer auf Kierkegaard zurückgreifen müssen, wenn die Frage nach der wahren Nachfolge Jesu gestellt wird. Darum ist es zu begrüßen, daß zwei Kenner es unternommen haben, eine Auswahl seiner Aussprüche neu zu übertragen und zusammenzustellen. Eine knappe Einleitung, die alles Wesentliche sagt, gibt die Grundlage zum Verständnis des Textes. Befremdend wirkt nur der Vergleich mit Nietzsche. Die beiden Persönlichkeiten vertreten zu verschiedene Anliegen, als daß sie miteinander in Parallele gesetzt werden könnten. Hievon abgesehen, befriedigt das Brevier alle Ansprüche, die an eine solche Auswahl gestellt werden können. Eberhard Zellweger.

Schiller.

Reinhard Buchwald: Friedrich Schiller (1. Bd. Der junge Schiller, 2. Bd. Schillers Wander- und Meisterjahre. Leipzig. Inselverlag. 1937).

Friedrich Schiller, dessen sämtliche Dramen jeder kennen muß, der zu den Gebildeten zählen will, von dem unzählige Worte in allen Schichten des Volkes verbreitet sind, dessen Leben als Musterbeispiel für die Not des Genius dient, dieser bekannteste Dichter Deutschlands ist in Wahrheit bis auf den heutigen Tag eine rätselhafte Gestalt, die immer größere Fragen aufgibt, je schärfer man sie ins

Auge faßt. Sein Ort in der Geschichte der Philosophie, zumal seine Stellung zu Kant, ist keineswegs genau bestimmt. Die „Idee" des „Wallenstein", der „Braut von Messina", ja des „Tell" ist bei diesem so bewußt, so philosophisch schaffenden Künstler nicht ebenso sicher zu erklären wie etwa die Idee des „Egmont", der „Iphigenie" oder des „Faust". Bei den bekanntesten Gedichten ertappen wir uns oft auf Versen, die zwar in aller Munde sind, deren Auslegung jedoch sogar den Kenner von Beruf in große Verlegenheit setzen kann. Und das Leben dieses Mannes, seine Persönlichkeit erscheint in einem eigentümlichen Zwielicht von unvergleichlich zartem Adel und einer andern ungewollten Haltung, die in gewissen Augenblicken Takt vermissen läßt und proletarische Barbarei streift.

Viele dieser Probleme sind erst in den letzten Jahrzehnten oder gar in den letzten Jahren beleuchtet worden. Robert Petsch z. B. hat die dramatische Motivierung geprüft. Herbert Cysarz ist gar mit einer anspruchsvollen geistesgeschichtlichen Gesamtdarstellung hervorgetreten. Doch beide Forscher haben die Problematik eher verwirrt als geklärt. Auch der Versuch, Schiller als „Dorer" einer neuen tatendurstigen Jugend mundgerecht zu machen, ist zum mindesten sehr fragwürdig.

Nun liegt die neue zweibändige Gesamtdarstellung Buchwalds vor. Buchwald stützt sich auf eine Bemerkung Schillers vom Jahre 1790, die Bitte des Dichters an seinen Vater, er möge ihm senden, was noch von seinen früheren Arbeiten vorhanden sei; er brauche diese Dinge jetzt „zur Geschichte seines Geistes". Von dieser Geschichte seines Geistes, die Schiller mit dreißig Jahren geplant hat, ist keine Zeile auf uns gekommen. Das Material liegt aber vor in Briefen, in Berichten von Gesprächen, in den Erinnerungen, die einige Freunde des Dichters wie Streicher und Körner aufgezeichnet haben. So wagt denn Buchwald den Versuch, die ungeschriebene Selbstbiographie, die Geschichte von Schillers Leben, wie er es selbst gefordert, als „Geschichte seines Geistes" aufzuschreiben.

Man braucht nach diesem Vorwort keine abstrakte Untersuchung zu fürchten. Zu den Kräften, die Schillers Geist genährt, erzogen und zur Reife gebracht, zählt Buchwald ebenso wie Kant und Goethe, die schwäbische Landschaft, die Liebe der Mutter, den keineswegs alltäglichen Willen und Verstand des Vaters, Frauenliebe und Freundestreue — und mit Erstaunen sehen wir, wie mancher spröde Vers und mancher abstrakte Gedanke durch den Nachweis biographischer Wurzeln innere Wärme gewinnt und als heiliges Anliegen eines lebendigen Menschen erscheint.

Dieser Gewinn ist sehr bedeutend. Denn Schillers Leben prägt sich, etwa im Vergleich zum Leben Goethes, weniger leicht dem Gedächtnis ein, deshalb, weil es nicht so unmittelbar Poesie geworden ist. Da hier nun der Zusammenhang von Dichtung und Wahrheit sichtbarer wird, leuchtet es inniger als vergängliches Gleichnis eines Ewigen auf. Freilich gilt das mehr für die Darstellung des jungen Schiller als für die der Wander- und Meisterjahre. Das Biographische der klassischen Zeit ist ja schon längst bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt. Und außerdem ist Buchwald bemüht, ein Buch für weitere Kreise zu schreiben. Da kann er denn einer unzulässigen Vereinfachung der Problematik manchmal nicht entgehen. Es ist zwar geistvoll, wie sozusagen die ganze Gedankenarbeit des Dichters auf das Thema zurückgeführt hat, das schon den Karlsschüler beschäftigt hat, auf den „Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Doch diese Basis erweist sich dann im weitern Verlauf doch als zu schmal. Schon für den „Carlos" genügt sie nicht. Wenn wir die Tragik Philipps in der Analyse des Stücks überhaupt nicht behandelt finden, werden wir stutzig. Im „Wallenstein" vermissen wir eine Untersuchung jenes Schauers vor „des Lebens Fremde", der doch den wesentlichsten Stimmungsgehalt der gewaltigen Trilogie ausmacht. Und in der Behandlung der Philosophie glauben wir den gemeinsamen Nenner solcher Mängel zu erkennen: Schillers Freiheitsbegriff ist dem Verfasser nicht recht klar, ja kaum als Frage genügend sichtbar geworden. Damit bleibt auch das Wesen des Tragischen dunkel, und die Behandlung der Dramen muß notgedrungen den mangelhaftesten Teil des gesamten Buches darstellen.

Dagegen erfreut uns in den rein biographischen Partien ein ungewöhnliches Erzählertalent. Buchwald verfügt über einen Stil, der uns manchmal schier einreden möchte, daß wir eine jener meisterhaften ehrerbietig-intimen Biographien vom Beginn des letzten Jahrhunderts vor uns haben. Der Vergleich ist freilich auch noch insofern angebracht, als Buchwald das Leben Schillers mit den Augen eines Freun-

des zu sehen scheint. Er verhehlt seine Freude nicht, wenn für bedenkliche Episoden wie etwa die Mannheimer Liebesgeschichten die Quellen ziemlich spärlich fließen. Und manches, was allgemein bekannt und mindestens sehr befremdlich ist, z. B. das Verhältnis zu den beiden Schwestern Lengefeld, wird durch gelassenes Verschweigen aller Fragwürdigkeit entrückt und in ein klassisches Bild gefügt — aus echter Verehrung und Pietät, die wir weder mit dem mythischen Anspruch von George-Jüngern noch mit Naivität verwechseln dürfen. Denn sie ist eine Kraft, der sich kaum ein Leser entziehen dürfte. Und Buchwald hat wohl auch in dieser Hinsicht den im Vorwort übernommenen Dienst an Schiller erfüllt, nämlich die Geschichte seines Geistes so zu schreiben, wie sie der Dichter selbst geplant, d. h. wohl als die klassische Darstellung einer klassischen Gestalt.

Emil Staiger.

Bücher-Eingänge.

Besprechung vorbehalten.

Alexander, E. P.: A revolutionary conservative: James Duane of New York. Verlag Columbia University Preß, New York, 1938. 283 Seiten.

Balzli, Ernst: Bureglück. Gschichten us em Bärnbiet. Verlag Friedr. Reinhardt, Basel, 1938. 130 Seiten.

Baumgartner, Heinrich: Simon Gfeller. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 46 Seiten, Preis Fr. 1.80.

Binder, Otto: 25 Jahre Pro Juventute. 1912—1937. Verlag Zentralsekretariat Pro Juventute, Zürich, 1937. 120 Seiten.

Bolliger, Alfred: Bilderatlas zur Kulturgeschichte. 2. Teil: Mittelalter, Renaissance. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1938. 62 Seiten, Preis Fr. 3.50.

Brunner, Emil: Die reformierte Staatsauffassung. Verlag Rascher & Cie. A.-G., Zürich, 1938. 32 Seiten, Preis Fr. 1.—.

Brunner, Emil: Wahrheit als Begegnung. Sechs Vorlesungen über das christliche Wahrheitsverständnis. Furche-Verlag, Berlin NW. 7, 1938. 156 Seiten. Preis RM. 3.—.

Brunner, Karl: Heereskunde der Schweiz. Verlag Schultheß & Co., Zürich, 1938. 467 Seiten und 1 Karte, Preis Fr. 8.80.

Buchli, H.: Lisbeth und der Journalist. Roman. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 295 Seiten, Preis Fr. 6.80.

Buchanan, Meriel: Der Untergang eines Kaiserreiches. Nibelungen-Verlag, Berlin 1938. 320 Seiten u. 8 Bildtafeln. Preis RM. 7.50. — Aus dem Englischen übertragen von E. Gerdes.

Churchill, Winston S.: Große Zeitgenossen. Verlag Allert de Lange, Amsterdam, 1938. 397 Seiten und 16 Bildtafeln, Preis fl. 3.50.

Clemen, Otto: Hutten der Deutsche. Gedichte. Aus der Türkenrede. Arminius. Insel-Verlag, Leipzig, 1938. 57 Seiten.

de Courville, Xavier: Jomini. Eine Biographie. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin, 1938. 343 Seiten.

Diel, Louise: Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Paul List Verlag, Leipzig, 1937. 340 Seiten, Preis RM. 6.80.

Diehl, Louise: Sieh unser neues Land mit offenen Augen. Italienisch-Ostafrika. Paul List Verlag, Leipzig, 1938. 298 Seiten, Preis RM. 6.50.

Elsaß-Lothringen 1871—1918. Eine Vortragsfolge. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1938. 173 Seiten.

Floeck, Oswald: Heinrich Federer, Leben und Werk. Verlag G. Grote, Berlin, 1938. XII und 344 Seiten, 12 Bildtafeln, Preis RM. 10.—.

Foerster, Wolfgang: Mackensen. Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden. Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig, 1938. 414 Seiten, 16 Kunstdruckbeilagen, Preis RM. 6.50.

Freytag, Walter: Die junge Christenheit im Umbruch des Ostens. Furche-Verlag, Berlin, 1938. 280 Seiten, Preis RM. 4.80.

Funke, Otto: Switzerland and English Literature. Part. I and II. Sammlung englischer Texte für den Schulgebrauch, Heft 1 und 7. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 48 und 64 Seiten, Preis je 90 Rp.

Gröber, Karl: Die Bildwerke des Bamberger Doms. Insel-Verlag, Leipzig, 1938. 59 Seiten.

Halévy, Daniel et **Pillias, Emile:** Lettres de Gambetta 1868—1882. Editions Bernard Grasset, Paris VIe, 1938. 666 Seiten.

Hannekum, Wilhelm: Persien im Spiel der Mächte 1900—1907. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin, 1938. 199 Seiten, Preis RM. 8.80.

Hanselmann, Heinrich: Nächstenliebe? Rotapfel-Verlag, Erlenbach, 1938. 60 Seiten, Preis Fr. 1.60.

Herzog, Peter: Johannes von Müller und die französische Literatur. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938. 302 Seiten, Preis Fr. 9.50.

Heuß, Eugen: Rationale Biologie und ihre Kritik. Verlag S. Hirzel, Leipzig C 1, 1938. 192 Seiten, Preis RM. 6.—.

Heyer, Karl: Das Wunder von Chartres. Rudolf Geering Verlag, Basel, 1938. 155 Seiten und 12 Kunstdrucktafeln, Preis Fr. 6.—.

Hieronimus, Konrad W.: Das Hochstift Basel im ausgedehnten Mittelalter. Quellen und Forschungen. Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, 1938. 624 Seiten, Preis Fr. 25.—.

Hinz, Walther: Iran. Politik und Kultur von Kyros bis Rezâ Schah. Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig, 1938. 140 Seiten und 32 Abbildungen, Preis Fr. 3.65.

Jagow, Kurt: Prinzgemahl Albert. Ein Leben am Throne. Eigenhändige Briefe und Aufzeichnungen 1831—1861. Verlag Karl Siegismund, Berlin, 1937. 477 Seiten, Preis RM. 9.50.

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.